



Glaubenssachen

Sonntag, 19. Juni 2022, 08.40 Uhr

Über den Zenit hinaus – und dann?
Das Johannes-der-Täufer-Moment
Von Christoph Störmer

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Mit dem Sommeranfang kommt die Sommersonnenwende. Das heißt, der Sonnenstand hat dann seinen Zenit bereits überschritten, die Tage werden wieder kürzer. Es lohnt, diese Erfahrung auch im Blick auf den eigenen Lebenslauf zu reflektieren. Welche Fragen und möglicherweise auch Aufgaben stellen sich, wenn man inne wird, dass man selbst den Zenit des Lebens überschritten hat? Der 24. Juni, der „Tag des Täufers Johannes“, bringt es mit einer markanten Formel auf den Punkt. Dem Täufer wird in der Begegnung mit Jesus bewusst: „Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen.“

Was bedeutet das? Welche Chancen könnten in jenem anderen Wachstum liegen, in dem die Christuskraft zunimmt, während man sich selber zurücknimmt?

Doch Moment: Tag des Täufers? Was ist das? Der Termin steht zwar im liturgischen Festkalender, doch selbst in den Kirchen wird er kaum noch begangen. Ein paar Bräuche erinnern an ihn. Zum Beispiel die Johannisfeuer. Sie brennen wieder in der Nacht zum 24. Juni, zumindest in einigen Teilen Süddeutschlands, in Österreich, aber auch in Mitteldeutschland, etwa im Harz. Sie sind benannt nach dem Täufer Johannes, einem wortgewaltigen Feuerkopf. Im Matthäusevangelium wird er von Jesus gewürdigt: „Ich versichere euch: Unter den von einer Frau Geborenen ist Johannes der Größte.“ Es verwundert daher nicht, dass die Kirche dem Vorläufer und Ankündiger des Christus bereits im 5. Jahrhundert ein eigenes Geburtsfest widmete, auch „Sommerweihnacht“ genannt. Gemäß einer Angabe aus dem Lukasevangelium besuchte Maria am Beginn ihrer Schwangerschaft ihre deutlich ältere Verwandte Elisabeth. Die ist ebenfalls völlig unerwartet schwanger geworden und bereits im sechsten Monat. Ihr Sohn Johannes würde sechs Monate vor Jesus geboren werden. So kam man auf die Sommersonnenwende, denn die Feier der Geburt Jesu zur Zeit der Wintersonnenwende war bereits festgelegt. Mit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion verschwand der römische Kult um den Kaiser, fortan ging mitten im Winter eine andere Sonne auf. Nun galt Christus als sol invictus, als unbesiegbare Sonne.

Man beging den 24. Juni wie Weihnachten als Hochfest. Noch bis 1955 galt er in der katholischen Kirche als Fest erster Klasse, mit Vigil, Vigilstunden, dreifachem Gottesdienst und Oktav, also einem liturgischen Nachklang am achten Tag. Johann Sebastian Bach schrieb für den Johannistag drei Kantaten. Eine findet sich als Lied im Evangelischen Gesangbuch und erinnert an die Taufe Jesu durch Johannes: „Christ unser Herr zum Jordan kam“.

Nur einer der beiden Geburtstage hat sich in die Tiefenstruktur unseres Jahreszyklus eingesenkt. Weihnachten ist - auch in der säkularen Welt - die wichtigste Unterrechnung des Kalenderjahres.

Doch warum verschwand der 24. Juni, das zweite, das sommerliche Geburtsfest? Sind zwei Geburtstage zu viel des Guten? Die Gründe dafür liegen wohl tiefer. Beim Johannistag geht es weniger um eine Geburt, sondern um existentielle Fragen auf der Höhe, auf dem Zenit des Lebens. Die sind unbequemer. Sie auszublenden könnte darauf hindeuten, dass das Christentum nicht erwachsen werden will, im Status einer Geburts- und Weihnachtsreligion verharrt.

Der Johannistag stellt „erwachsene“ Fragen. Der Täufer erkennt auf der Höhe seiner Zeit: „Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen.“ (Joh. 3,30) Interessant ist der Kontext dieses Verses. Denn hinter diesem Statement steckt ein handfester Konflikt, den in dieser Schärfe nur der Evangelist Johannes überliefert (Kapitel 3):

22 Danach kam Jesus mit seinen Jüngern in das Land Judäa und blieb dort eine Weile mit ihnen und taufte. 23 Aber auch Johannes taufte in Änon, nahe bei Salim, denn es war da viel Wasser 25 Da erhob sich ein Streit zwischen den Jüngern des Johannes und einem Juden über die Reinigung. 26 Und sie kamen zu Johannes und sprachen zu ihm: Rabbi, der bei dir war jenseits des Jordans, von dem du Zeugnis gegeben hast, siehe, der tauft, und alle kommen zu ihm. 27 Johannes antwortete und sprach: Ein Mensch kann nichts nehmen, wenn es ihm nicht vom Himmel gegeben ist. 28 Ihr selbst seid meine Zeugen, dass ich gesagt habe: Ich bin nicht der Christus, sondern ich bin vor ihm her gesandt. 29 Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam; der Freund des Bräutigams aber, der dabeisteht und ihm zuhört, freut sich sehr über die Stimme des Bräutigams. Diese meine Freude ist nun erfüllt. 30 Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen.

Nur im Johannesevangelium findet sich die Mitteilung, dass Jesus selber tauft und eine eigene Täufergemeinde um sich sammelt. Das irritiert. Und ärgert die Johannes-Jünger, zumal viele zu Jesus überlaufen. Damit konfrontiert, kommt das, was ich das „Johannes-der-Täufer-Moment“ nenne. Johannes geht nämlich – und das ist das Überraschende – nicht in Opposition, sondern freut sich über den vermeintlichen Konkurrenten. Auf dem Gipfel seiner Macht und seines Wirkens – lässt er los. Und gibt ab. Er kann den anderen verlassen und selbst in die zweite Reihe treten.

Ein Blick auf seine Vita: Johannes hatte Erfolg. Anders als sein Vater Zacharias wurde er nicht ein stiller Tempelpriester in der Hauptstadt, sondern baute sich außerhalb Jerusalems ein eigenes Machtzentrum auf. Johannes war das, was man heute ein Alphetier nennt. „Als Stimme eines Predigers in der Wüste“, so seine Selbstauskunft, wurde er gehört, die Menschen kamen massenhaft zu ihm an den Jordan, sie hörten sich die scharfzüngigen Reden und Kampfansagen des Propheten an und teilten seine Kritik. Sie folgten dem Rat des Exzentrikers, sie drückten gleichsam die Reset-Taste, änderten ihr Leben und ließen sich als Zeichen für diesen Neustart taufen. Das alarmierte das Establishment. König Herodes fühlte sich zunehmend bedroht, so dass er den Täufer eines Tages einsperren und später töten ließ.

Was mich hier interessiert, ist das Moment der „Entwichtigung“ und „Resignation“ auf dem Zenit des eigenen Wirkens und Einflusses. Johannes kann für sich eine positive Bilanz ziehen, er hat erreicht, was er bewirken wollte als Wegbereiter und nimmt sich jetzt zurück. Er resigniert im besten Sinne des Wortes: Er zieht für sich eine neue Grenze. Er signiert, er unterschreibt ein neues Kapitel in seinem Leben, das nun beginnt. Mit einem anderen Wachstum. Mit dem des Christus. Sein eigenes Ich darf jetzt zurücktreten.

Doch noch einmal: was bedeutet das? Welche Botschaft könnte das für uns haben?

Ich mache einen Versuch, eine kleine Inszenierung. Und lade ein, sich mit mir in den alten Brauch einzuschwingen: Begeben wir uns mit einigen Freundinnen und Freunden an den Brandherd! Auf zum Tanz ums Johannisfeuer! Ja, es darf gefeiert werden, nehmen wir es als Feier des eigenen Lebens, ausgelassen, überbordend, ein Fest auf der Höhe der eigenen Schaffenskraft und Vitalität, mit mutigen Sprüngen über das Feuer.

Spät am Abend könnte man sich dann um die langsam verglühende Glut setzen und – eingedenk des Johannes – fragen, durch welche Feuer, durch welche Krisen und Herausforderungen man bis hierher gegangen ist. Und sich gegenseitig erzählen: Habe ich mir so als junger Mensch mein Leben, meinen Weg, meine Karriere vorgestellt? Was habe ich erreicht? Was an Wünschen und Begabungen ist auf der Strecke geblieben? Woran bin ich gewachsen, ob im Gelingen oder im Scheitern? Worin verkümmert? Jetzt wäre womöglich ein guter Zeitpunkt und man hätte noch die Kraft, den Mut und die Initiative, etwas zu ändern, die Weichen neu zu stellen.

Vielleicht würde ich das Gespräch eröffnen und strukturieren, indem ich an Erik Eriksons Buch „Identität und Lebenszyklus“ erinnere. Ich habe mich im Studium mit ihm beschäftigt. Erikson wurde 1902 bei Frankfurt geboren, er emigrierte während der Nazizeit in die USA und starb 1992 in Massachusetts. Sein Konzept menschlicher Persönlichkeitsentwicklung umfasst acht Entwicklungsschritte, die nicht nur linear, sondern auch spiralförmig verlaufen.

Immer wieder bin ich etwa mit der ersten Stufe und Frage konfrontiert: Kann ich mich verlassen – auf mich, auf dich, auf andere? *Urvertrauen steht gegen Urmisstrauen* – so hat Erikson das genannt. Dorothee Sölle hat dazu gesagt: Glaube sei verlängertes Urvertrauen. Wie also steht es um mein Vertrauen, um meinen Glauben jenseits der Lebensmitte? Trägt mich das heute noch? Schwindet solches Gottvertrauen? Oder kann es sogar wachsen, wenn eigene Kräfte abnehmen?

Autonomie gegen Scham und Zweifel heißt die zweite Stufe beim Psychoanalytiker Erikson – und lässt mich fragen: Konnte ich aus dem Schatten von Beschämung und Selbstzweifel heraustreten? Kann ich anderen die Stirn bieten? Oder müsste ich da noch etwas investieren?

Es folgen dann Fragen nach meiner Initiative, nach meinem Tun und erworbenen Können, nach meiner ureigenen Identität und Fähigkeit zur Intimität.

Hier ist nicht der Ort, alle diese Stufen möglicher, ja: nötiger Entwicklung zu referieren. Jedoch die beiden letzten kommen für mich doch sehr nahe dem, was ich wegweisend finde für die Zeit jenseits meines eigenen Zenits:

Erikson nennt die siebte Stufe *Generativität versus Stagnation*. Wer stagniert, der sitzt fest und umklammert sein Ego – als gäbe es nichts anderes. Generativität bezeichnet die Richtung, wo ich für die nächsten Generationen, meine Kinder oder Enkel da bin und etwas weitergeben kann an die Mitwelt, an das Gemeinwesen. Für mich reimt sich Generativität auf Generosität. Kann ich abgeben – von meinem Vermögen – im

mehrfachen Sinne des Wortes? Mich „entwichtigen“ und so leichter und heiterer werden?

Und dann gibt es bei Erikson noch die achte Stufe psychosozialer Entwicklung: *Integrität versus Verzweiflung oder Lebensekel*. Wir leben in einer Kultur, in der das Alter weichgezeichnet wird. „Senioren“ nennt man uns jenseits des Berufslebens. Wir werden umworben als Best- oder Silver-Ager. Man animiert uns zu Fitness, lockt uns auf Kreuzfahrtschiffe, wir sollen die Welt cruisen auf diesen schwimmenden Seniorenresidenzen. Doch selbst dort kann man sich nicht selbst entrinnen: Verzweiflung, manchmal auch Verdüsterung, Lebensüberdruß oder gar Lebensekel, lauern unter der heiteren, von Showbusiness bunt übermalten Oberfläche.

Wo bleiben da Konzepte, die - in nüchterner Erkenntnis, dass Altwerden kein Honey-moon ist - tragen und so etwas wie Integrität fördern? Kann Johannes helfen?

Es ist still geworden um das Johanniskeil, wahrscheinlich war den Freunden mein Vortrag zu lang. Da meldet sich jemand zu Wort. Es gäbe doch Heilmittel, die auf den alten Täufer zurückgingen. Das leuchtend gelbe Johanniskraut sei nach ihm benannt. Die perforierten Blätter erinnerten an das angeblich durchlöchernte Gewand des Täufers. Doch entscheidend sei die Heilkraft der Pflanze. Johanniskrautöl ist nicht nur ein altes Hausmittel bei Hautverletzungen. Es fördert die Licht-durchlässigkeit der Haut. Und der Seele! Es werde als Antidepressivum empfohlen. Das sei doch ein befreiender Gedanke: Johannes liefert ein Mittel gegen die Verfinsterung der Seele. Statt sich an das Alte zu klammern und es zu verteidigen und zu verlängern, dürfe und könne man durchlässiger werden. Durch die Löcher und Risse im Altersgewand würde doch auch Licht fallen. Wäre es nicht wunderbar, wenn es uns gelänge, im Laufe des Alters gelöster und lichter zu werden? Statt zu verhärten und zu verbittern?

Ja, wirft einer ein, vielleicht müssten wir uns jenseits der Lebensmitte mehr um die eigene Seele sorgen! Der große Psychoanalytiker C.G. Jung habe gesagt, die religiöse Frage stelle sich erst in der zweiten Lebenshälfte. Wenn man seelisch gesund bleiben wolle, müsse man unbedingt darauf hören. Ob das vielleicht zu dem passt, was Erikson mit „Integrität“ meine?

In einer seiner Schriften beschreibe Jung diesen Vorgang wie ein „Awakening“, wie ein Erwachen. Da heißt es:

Es ist, wie wenn auf dem Höhepunkt der Krankheit das Zerstörende sich in das Heilende umkehrte. Dies geschieht dadurch, dass die sogenannten Archetypen zu selbständigem Leben erwachen und die Führung der seelischen Persönlichkeit übernehmen, anstelle des untauglichen Ich und seines ohnmächtigen Wollens und Strebens. Der religiöse Mensch würde sagen: Gott hat die Führung übernommen. Ich muss mich bescheidener ausdrücken und sagen: Die Eigentätigkeit der Seele erwacht. (Gesammelte Werke, Bd 11, 373f.)

Eigentätigkeit der Seele oder die seelische Autonomie, das gefalle ihr, sagt unsere Literaturfreundin, die bisher schweigend ins verglimmende Feuer geschaut hat. Sie

müsse an ein Interview mit dem Schriftsteller Ralf Rothmann denken. Der habe gesagt (SPIEGEL 18/28.4.2018):

Wer so etwas braucht wie einen Ort, eine Heimat, eine Nation, der ist gar nicht richtig auf der Welt. Es gibt andere Wurzeln. Die liegen eher in der Luft. Ich glaube, dass die geistige, metaphysische Verwurzelung die eigentlich wichtige ist. Irgendwann wird jeder einmal von irgendwo vertrieben werden. Wehe dem, der dann keinen Ort über dem Ort hat.

„Der Ort über dem Ort“ erinnere sie an biblische Bilder von der „zukünftigen Stadt, die wir noch suchen“.

Wir fragen uns: Ist es das, was Johannes meint mit seinem „Er, dieser Christus, gleichsam ein Ort über dem Ort, müsse wachsen, während das eigene Ego langsam verschwinden kann?“

Das sei ihm zu spekulativ, meldet sich unser Schweiger, den manche einen alten Freudianer nennen: Er halte es lieber mit Sigmund Freud. Für den hieß Integrität, dass man seinen Frieden gemacht habe mit den Instanzen, die manchen ein Leben lang ritten oder quälten - die dunklen Triebe einerseits und zum anderen die übermächtigen Autoritäten, die man verinnerlicht habe und die einem immer wieder dazwischenfunkten. Kurz, Integrität habe jemand, der das Über-Ich entthront und das Es gebändigt habe. Wo ES war, sei dann ICH geworden.

Da ginge der alte Täufer Johannes aber noch einen Schritt weiter als der Psychoanalytiker Freud, werfe ich ein. Der sage doch: Wo ICH war, soll CHRISTUS werden, also etwas Größeres als mein EGO.

Einem anderen in unserem Kreis fällt ein Weihnachtsgottesdienst ein, in dem Angelus Silesius, ein christlicher Mystiker, zitiert wurde: *Wäre Christus tausendmal in Bethlehem geboren, und nicht in dir, du wärst auf ewig noch verloren.* Sei es nicht das, wozu uns die Johannismacht einlädt: Darüber nachzudenken, wieweit diese Geburt gediehen ist, wieweit wir diesen Christus ausgetragen und zur Welt gebracht haben?

Ach, seufzt da eine in die Runde, das Alter habe für sie doch eher etwas Ernüchterndes. Sie müsse an Kurt Marti denken, den Schweizer Pfarrer und Dichter. In seinem letzten schmalen Bändchen mit „Spätsätzen“ und dem Titel „Heilige Vergänglichkeit“ habe er formuliert:

Vergeistigung im Alter? Nicht doch. Die Beschäftigung mit dem Körper, vor allem mit seinen Defiziten, nimmt unliebsam überhand. ... Schrauben lockern sich. Auch der Geist wird wacklig. (S. 16f.)

Und trotzdem, Leute, es ist Mitsommernacht, wendet sich nun unsere Naturwissenschaftlerin an die Runde, da darf man doch auch mal träumen, bevor die Glut ganz verloschen ist: Der französische Paläontologe und Philosoph Pierre Teilhard de

Chardin habe eine faszinierende Theorie entwickelt. Für ihn mündet die Evolution in einen Punkt Omega. Neben der Biosphäre, unserem kreatürlichen Hervorgehen aus der Natur und dem Teilhaben an allem Vergänglichem, bilde sich im kosmischen Prozess eine Noosphäre heraus. Das heißt, die Materie erwache und aus ihr erwachse ein Geist, der die Führung übernimmt. Dieser Geist habe für Teilhard seinen Anziehungspunkt im Bild des kosmischen Christus.

Das Johannisfest geht zu Ende, die ersten Sterne funkeln am Himmel. Da beginnt jemand das Lied von Paul Gerhardt zu summen, und dann stimmen alle ein: „Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser schönen Sommerzeit“. Bei den folgenden Strophen wird der Gesang dünner, doch alle lauschen aufmerksam in die Nacht, als die beiden letzten Verse erklingen:

Mach in mir deinem Geiste Raum, dass ich dir werd ein guter Baum, und lass mich Wurzel treiben. Verleihe, dass zu deinem Ruhm ich deines Gartens schöne Blum und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Paradies und lass mich bis zur letzten Reis an Leib und Seele grünen, so will ich dir und deiner Ehr allein und sonst keinem mehr hier und dort ewig dienen.

* * *

Zum Autor:

Christoph Störmer, Theologe und Diplom-Pädagoge; von 2002 bis 2015 Hauptpastor an Hamburgs ältester Hauptkirche St. Petri